

Perspektiven für eine Diakonische Gemeindeentwicklung

Vortrag von Oberkirchenrat Dieter Kaufmann
beim AMD-Theologenkongress am 25.09.2012 in Dortmund

1. Die Rede von der Gemeindediakonie

„Warum wir wieder von Gemeindediakonie reden“ – so lautete die Formulierung in einer Vorlage für heute. Dabei scheint mir das Problem nicht zu sein, dass man in den vergangenen Jahrzehnten nicht von Gemeindediakonie geredet hat. Als junger Theologiestudent habe ich mich mit meiner Zulassungsarbeit abgemüht. Thema: „Diakonie der Gemeinde und die Körperbehinderten“. Die Frage war nicht, dass es keine Diskussion über Gemeindediakonie gab. Sondern dass man in der Theologischen Fakultät, so mein Eindruck heute erst recht, mit dem Thema nichts anzufangen wusste und ich als Exot galt mit meinem Thema.

Und das hat sich geändert. Übrigens auch quer durch alle Frömmigkeitsformen in unserer Kirche, den Gemeinschaften und Werken und Freikirchen. Und das ist ein „wieder“ nun allerdings. Wieder gehört das, was z.B. zu den Ursprüngen des Pietismus gehörte, selbstverständlich dazu. Die Gottesliebe ist untrennbar mit der Nächstenliebe verbunden. Aber noch weiter und tiefer geht es. Dazu hat nicht zuletzt Ulrich Bach – zumindest hat er mein theologisches Verstehen stark mit geprägt – einen grundlegenden Beitrag geleistet.

Sein Anliegen, das er nicht müde wurde zu formulieren, einzuklagen, streitbar zu vertreten, hat er einmal in zwei Forderungen formuliert:

Forderung 1: Wir müssen lernen, die Bibel diakonisch zu lesen.

Forderung 2: Wir müssen lernen, von einer diakonischen Bibellektüre her alle theologischen Äußerungen kritisch zu lesen.

Damit ist für Bach unterstrichen, dass Diakonie eine Dimension aller Theologie ist.

Und genau dies scheint mir ist auch der Schlüssel, wie wir seit einiger Zeit wieder neu und anders von „Gemeindediakonie“ reden.

Die Kreuzestheologie, so Bach, behält gerade als Trost verstanden, „immer etwas Fremdes an sich“ (Ulrich Bach, Ohne die Schwächsten ist die Kirche nicht ganz, Neukirchner Verlag 2006 S.330). Sie behält den Charakter des Kontra. „Eine an Luthers Schriften, und Neuen Testament ausgerichtete theologia crucis ist „ebenerdige“ Theologie, die ich mir zur Zeit vorstellen kann.“ (Ulrich Bach, Dem Traum entsagen, mehr als ein Mensch zu sein Neukirchner Verlag 1986, S. 116) „Gottes Heil kommt nicht in Glanz und Gloria; es ereignet sich da. Wo Jesus am Kreuz stirbt.“ (Ulrich Bach, a.a.O. Ohne die Schwächsten... S. 440) „Gesundheit ist da, wo Gott herrscht, nicht besser, Behinderung nicht schlechter. Hier ist nicht Mann und Frau, hier ist nicht Behinderter und Nichtbehinderter, ihr seid allzumal einer in Christus, könnte man mit Paulus sagen (vgl. 1 Kor 12,12; Gal 3,28).“ (Ulrich Bach, a.a.O. Ohne die Schwächsten... S. 440)

Und er führt Sätze an, die er einmal auf einer Kirchentagsbibelarbeit probiert habe: „Glaubt den Großen nicht, dass auch Gott in Größe verliebt ist.“

Glaubt den Starken nicht, dass sie auch bei Gott besonderes Ansehen genießen.
Glaubt den Erfolgreichen nicht, auch Gott könne mit Leistungsschwachen nichts anfangen.

Glaubt den Gesunden nicht, die Gesundheit sei ein Bestandteil göttlichen Heils.
Glaubt den Reichen nicht, der Pfennig einer Witwe schлüge auch bei Gott nicht zu Buche.

Glaube den anderen nicht, du müsstest so sein wie Mirco oder wie Gertrud (so schnell, so hübsch, so gesund, so gescheit); habe den Mut, du zu sein; du bist einmalig, wie Mirco und Gertrud auf ihre Weise auch; lebt nicht als Konkurrenten, lebt miteinander als Jesu bunte Gemeinde“ (Ulrich Bach a.a.O Ohne die Schwächsten... S. 330)

Kreuzeshölzer als Gedankenstütze – horizontale und vertikale im Brennpunkt verbunden

2. Kirchengemeinden im diakonischen Horizont

2.1. Selbstverständnis der Gemeinden

Im Diakonischen Werk Württemberg haben wir uns die Frage gestellt: Wie sehen und verstehen sich Kirchengemeinden unserer württembergischen Landeskirche? Dazu haben wir im Rahmen eines Buchprojekts 50 Pfarrstellenausschreibungen analysiert. Wie stellen Kirchengemeinden sich und die Schwerpunkte ihrer Gemeindearbeit dar? Etwa folgendes Bild hat sich aus der Analyse der Pfarrstellenbeschreibungen ergeben:

Die meisten Gemeinden konzentrieren sich auf zwei Arbeitsfelder. Sie streben eine Intensivierung der Kinder- und Jugendarbeit an und wollen mit einem sich beständig ausdifferenzierenden Gottesdienstangebot Menschen unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Prägung ansprechen. Große Hoffnungen richten sich auf die neue Pfarrpersönlichkeit, die durch ihre Kontaktfreudigkeit und Integrationsfähigkeit Menschen an die Gemeinde binden soll.

2.2. Selbstverständliche Gemeindediakonie

Diakonie kommt nicht oder nur am Rande vor. Die Möglichkeiten diakonischen Gemeindeaufbaus und die Verantwortung der christlichen Gemeinde für die Mitgestaltung des Sozialraums werden kaum in den Blick genommen.

D.h. nicht, dass in den Gemeinden nichts Diakonisches geschieht an nachbarschaftlicher oder innergemeindlicher Unterstützung, in Besuchsdiensten oder wo auch immer. Aber für das Selbstbild und Selbstverständnis scheint Diakonie eine untergeordnete Rolle zu spielen. Diakonie ist kaum einmal ein Thema im

Kirchengemeinderat, da sind Themen wie Pfarrplan, Gebäude, Zweitgottesdienste u.a. im Vordergrund.

2.3. *Ursprüngliches Selbstverständnis*

In den urchristlichen Gemeinden des 1. und 2. Jh. war Diakonie ein fester Bestandteil des Gemeindelebens: Besuche kranker und Unterstützung armer Gemeindeglieder, wöchentlich gemeinsame Mahlzeiten mit Abendmahlfeiern, Gastfreundschaft gegenüber Fremden. Das diakonische Handeln der Gemeinden hatte eine geradezu missionarische Ausstrahlung. Diakonia (Dienst am Nächsten), Leiturgia (Gottesdienst), Martyria (Zeugnis und Verkündigung) und Koinonia (Gemeinschaft), diese vier Dimensionen bildeten eine Einheit. Diakonie gehörte zum Selbstverständnis und Selbstbild der Gemeinde.

Von daher: „Diakonie ist nicht etwas, was eine Gemeinde auch noch macht, sondern was sie ausmacht.“ Dieser Satz trifft den Kern, wie Gemeinde zu verstehen ist. Kirche ist nur Kirche, wenn sie Diakonische Kirche ist.

3. **Die Bibel diakonisch lesen**

3.1. *Diakonia im Neuen Testament*

Gemeinhin wird gesagt, *diakoneo* im NT sei mit „zu Tische dienen“ zu übersetzen und dann ist man schnell bei einem Verständnis von Diakonie als aufopferungsvollem Dienst für andere. Das war lange Konsens in der neutestamentlichen Exegese, wie z.B. der entsprechende Artikel im Theologischen Wörterbuch zum Neuen Testament von Gerhard Kittel zeigt.

Der australische Theologe Collins hat jedoch darauf aufmerksam gemacht, dass *diakoneo* eine viel weitere Bedeutung hat, gerade auch wenn man den Sprachgebrauch im Profangriechischen mit heranzieht. *Diakonia* wird gebraucht, wenn es um eine Beauftragung geht: Also die Beauftragung zur Verkündigung, zur Gemeindeleitung oder in besonderen Situationen z.B. die Beauftragung die Kollekte für die Jerusalemer Gemeinde zu sammeln oder die griechisch sprechenden Witwen in Apg 6 täglich zu versorgen. Für all diese Beauftragungen wird das Wort *diakonia* gebraucht.

Diakonie meint also nicht in erster Linie ein Tun *für* andere, sondern ein Tun *im Auftrag von*. Und dann kommt die ganze Breite der biblischen Botschaft in den Blick: Wozu beauftragen uns Jesus, die Tora und die Propheten im Namen Gottes?

3.2. *Diakonie als biblischer Auftrag*

Ulrich Bach hat einmal geschrieben: „Wenn wir an Bibel-Texten arbeiten, tun wir das vornehmlich nicht in einer Beschäftigung mit den „klassischen“ Diakonie-Texten....Gerade die diakonisch scheinbar nichts-sagenden Texte finden unser Interesse, etwa die Weihnachtsgeschichte aus Lk 2. Gott, als hilfloses Kind. Ausgegrenzt, kein Geld und Platz. So fängt das Ganze neutestamentlich an. Und so erzählt Jesus eben auch nicht nur das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, sondern auch das von der Witwe, die ihr Recht einfordert. Er sitzt mit den Ausgegrenzten seiner Zeit, Zöllnern und Sündern, zu Tisch. Er ergreift Partei für die Armen und erinnert die Reichen an ihre Verantwortung für das Gemeinwohl.

Jesus steht damit in der Tradition der Tora und der Propheten, die immer und immer wieder Gerechtigkeit (*zedaka*), Gemeinschaftssinn und Solidarität (*chesed*) fordern.

Sie sehen, so verstanden kommt beim Begriff Diakonie eine ganz andere Dynamik ins Spiel. Ein weiter und faszinierender Auftrag, Ausgrenzungen jeder Art zu überwinden, Teilhabe zu ermöglichen und eine inklusive Gemeinkultur zu entwickeln. Also nicht „Kirche für andere“, sondern „Kirche mit allen“, „Miteinander Kirche sein“. „Diakonische Gemeinde“ verstanden als „wechselseitige aufmerksame und solidarische Gemeinde“.

3.3. *Alle sind Subjekte der Gemeindediakonie*

Oft reden wir noch von „den anderen“, denen unser diakonisches Handeln gelten soll. Aber „die andern“ sind mitten unter uns in unseren Gemeinden und neben an im Dorf oder Stadtviertel: Die Frau mit der kleinen Rente, der arbeitslos gewordene Mittfünfziger, die Alleinerziehende, die Familie mit mehreren Kindern.

Wichtig erscheint mir auch, z.B. arme Menschen nicht in erster Linie als „Bedürftige“ zu sehen und zu bezeichnen, sondern zunächst einfach als „Menschen mit wenig Geld“. Und dass wir sie als Gemeindeglieder in den Blick nehmen, die vielleicht Lust hätten sich ehrenamtlich zu engagieren oder im Kirchenchor mitzusingen – wenn man sie fragen würde.

(Ulrich Bach, a.a.O. Ohne die Schwächsten... S. 440) „Gottes Heil kommt nicht mit Glanz und Gloria...“

Es lohnt sich überhaupt auf die Sprache zu achten. Nicht selten wird ohne nachzudenken von „sozial Schwachen“ gesprochen. Das ist in der Regel falsch. Menschen, die Unterstützung brauchen, sind nicht automatisch „sozial schwach“. Im Gegenteil, oft sogar sozial sehr stark, wenn ich an Menschen denke, die trotz und mit ihrer Behinderung eine große Fröhlichkeit ausstrahlen, oder an Alleinerziehende, die alles tun, um ihren Kindern ein einigermaßen gutes Leben zu ermöglichen, oder Langzeitarbeitslose, die für einen Euro im Tafel- oder Diakonieladen mithelfen und so ihren Beitrag für die Gesellschaft leisten.

Eine Frau, die arbeitslos wurde, hat einmal erzählt, wie gut es ihr getan hat, dass die Pfarrerin sie eingeladen hat, im Gottesdienst mitzuwirken bei Schriftlesung und Gebeten, und wieder an einer Stelle dazuzugehören.

Die leitenden Stichworte für unseren diakonischen Auftrag heißen also damals wie heute: Ausgrenzung überwinden, Teilhabe ermöglichen, eine inklusive Gemeinkultur entwickeln, für eine gerechte und solidarische Gesellschaft eintreten.

4. Diakonische Gemeindeentwicklung

4.1. Gemeindediakonische Bestandsaufnahme

Wenn eine Gemeinde sich fragt: Wo stehen wir diakonisch, wo wollen wir hin? Dann ist z.B. Apostelgeschichte 6, 1-7 ein nachahmenswertes Beispiel eines gemeindediakonischen Entwicklungsprozesses.

Sie kennen diese Geschichte nur zu gut. In der Urgemeinde in Jerusalem erhebt sich ein Murren unter den griechischen Juden, weil ihre Witwen bei der täglichen Versorgung übersehen werden. Es wurden nur die Witwen der hebräischen Juden versorgt. Die Witwen der zugewanderten griechischen Mitchristen wurden übersehen. Die Jünger reagieren und berufen eine Gemeindeversammlung ein. Das Ergebnis der Beratungen: Sieben Männer werden eingesetzt, damit alle Armen und Witwen täglich mit Essen versorgt werden können.

Eine Gemeinde kann sich ausgehend von dieser Erzählung der Apostelgeschichte fragen: Wen haben wir im Blick? Wen übersehen wir? Wie wollen wir uns diakonisch weiterentwickeln? Auf diese Weise kann eine orientierende Bestandsaufnahme gemacht werden.

Welche Angebote gibt es in unserer Kirchengemeinde?

Von wem werden sie wahrgenommen?

Welche Angebote haben eine diakonische Dimension?

Hier kann sich zeigen, wie viel schon erfreulicherweise gemacht wird.

Welche diakonischen Dienste und Einrichtungen gibt es in unserer Gemeinde?

Wer wohnt in unserem Stadtteil bzw. in unserem Dorf?

Wie viele Menschen leben von Hartz-IV, wie viele haben einen Migrationshintergrund?

Wie viele Kinder leben hier, wie viel Menschen über 60 Jahre?

Welche Menschen sind in schwierigen Lebenssituationen?

Wen erreichen wir mit unseren Angeboten nicht? Woran könnte das liegen?

4.2. Diakonisch Sehen lernen

Voraussetzung für ein anhaltendes diakonisches Engagement einer Gemeinde ist, dass Verständnis entsteht für Menschen in schwierigen Lebenssituationen. Empathie wird geweckt, wenn Gemeindeglieder sich in ihre Lage versetzen und erspüren, wie es ihnen geht und vor welchen Herausforderungen sie stehen. Dazu braucht es Orte

der Begegnung. Das kann ein Tafel- oder Diakonieladen sein, ein interkulturelles Projekt, ein Job-Café, ein Gemeindeabend. Das kann bei einem Rundgang in diakonischen Beratungsstellen sein, wo zu erfahren ist, wie Menschen in die Verschuldungsfalle geraten oder wie ein Leben mit Hartz-IV aussieht. Es kann auch im Gottesdienst, bei einem Frauenfrühstück oder Männerabend sein, wo Lebensgeschichten von Armut und Ausgrenzung erzählt werden. Erst wo wir durch Begegnungen mit Menschen oder deren Geschichten berührt werden, gelingt ein Sichtwechsel, der zum Handeln motiviert.

Dies bedeutet: Es lohnt sich, SichtWechsel-Erfahrungen systematisch zu ermöglichen. Der Kreisdiakonieverband Esslingen hat dies in einem dreijährigen Projekt umgesetzt. So erhielten z.B. Kirchengemeinderäte und Gemeindebriefteams durch Mitarbeitende der Sozial- und Lebensberatung Einblick in andere Lebenswelten. Konfirmandengruppen erfuhren in der Schuldnerberatung, wie schnell jemand in der Schuldenfalle landen kann und wie schwer es ist, da wieder herauszukommen. Seniorenkreise informierten sich über Kinder- und Altersarmut im Tafel- und Diakonielade. In einer Kirchengemeinde wurde eine Gottesdienstreihe gestartet „Exkursionen in eine andere Welt“. Dabei besuchten Konfirmandeneltern und andere Interessierte eine diakonische Einrichtung und gestalteten anschließend mit MitarbeiterInnen von dort einen Gottesdienst.

Erst wo wir durch Begegnungen mit Menschen oder deren Geschichten berührt werden, gelingt ein Sichtwechsel, der zum Handeln motiviert.

4.3. Diakonisch zusammenarbeiten und sozialräumlich denken

Wichtig erscheint mir, dass wir unsere diakonischen Kräfte noch besser bündeln und die Zusammenarbeit zwischen den Kirchengemeinden und den diakonischen Einrichtungen und Diensten vor Ort und in der Region auszubauen. Wir wollen als Diakonie das soziale Miteinander in einem Dorf, einer Stadt oder in einem Distrikt mitgestalten. Unser diakonischer Auftrag beinhaltet auch „Suchet der Stadt Bestes“ (Jeremia 29,7). Dieses Kräfte bündeln wird gerade in ländlichen Räumen immer wichtiger.

Die Zusammenarbeit mit den diakonischen ambulanten und stationären Einrichtungen hat ihre Geschichte und kennt ihre Geschichten. Es gibt unterschiedliche Interessen und Befürchtungen.

Die Gemeinden

1. sehen sich ihrer Ehrenamtlichen beraubt.
2. An sie werden neue Forderungen gestellt, obwohl sie keiner gefragt hat, ob sie diesen Dienst oder Einrichtung in ihrer Gemeinde brauchen oder haben wollen.
3. Zugleich sollen sie die seelsorgerliche und gottesdienstliche Betreuung „liefern“. „Wir haben extra für den wöchentlichen Gottesdienst einen Raum“.

Die Einrichtungen stehen

1. unter Druck, ihr diakonisches Profil gerade in der Verbundenheit mit der Kirchengemeinde auch nach außen deutlich zu machen.
2. Sie brauchen ehrenamtlich Mitarbeitenden in Besuchs- und Begleitungsdiensten, weil eben die Personalschlüssel so sind wie sie sind.
3. Und sie haben ein echtes Interesse, in den Beziehungen zur Kirchengemeinde auch akzeptiert zu sein. Allerdings tun sie manchmal zu wenig.

Das geistliche Leben, die gottesdienstlichen und lebenswelt- und lebensgeschichtlichen Verkündigungsgelegenheiten sind in völlig unterschiedliche Kontexte eingebettet. Der „Betrieb“ hat seine Anforderungen. Es gibt Druck- und Konfliktpotentiale. Die rechtlichen Rahmenbedingungen sprechen ihre Sprache. „Gottesdienst im Alltag der Welt“, um mit Röm 12 zu sprechen, hat andere Dimensionen. Die missionarische Herausforderung ist ungleich größer in einem Kontext, der sich eben nicht auf die freizeitbezogenen Aktivitäten stützt, sondern wirklich mitten im Alltag.

Konfliktstoff bieten aber auch die unterschiedlichen Arbeits- und Steuerungssysteme von Kirchengemeinde und diakonischen Diensten und Einrichtungen. Die diakonischen Dienste arbeiten mit hauptberuflichen Mitarbeitenden. Die Kirchengemeinden zu 90 % mit ehrenamtlichen. Das bedeutet unterschiedliche Möglichkeiten der Umsetzung von Prozessen und Projekten.

Wir brauchen uns gegenseitig

- Alles ist Diakonie der Gemeinde
- Ergänzungsgemeinschaft mit den unterschiedlichen Kompetenzen hilft beiden, gerade weil unterschiedliche Ressourcen jeweils eingebracht werden können.
- Die eine diakonische Stimme wird in der sich weiter säkularisierenden Gesellschaft nur zu Gehör kommen, wenn sie stark ist.
- Inklusion ist ein Systemwechsel, der nur in der gemeinsamen Verantwortung und dem gemeinsamen Willen, so inklusive Gemeinschaft zu leben, gelingen kann.

Denken Sie daran: Wenn Sie da oder dort ein neues soziales Projekt oder Angebot im Gemeinwesen mit Kommunen oder Vereinen zusammen entwickeln, gewinnen Sie oft auch Menschen, die nicht zur Kerngemeinde gehören, sich aber gerne einbringen wollen. Das zeigt die Erfahrung landauf, landab.

4.4. Die richtigen Fragen stellen

Nicht was können wir denn für Arme tun? Nicht so schnell immer etwas „für andere“ tun wollen. Sondern fragen: Wie geht es Menschen in prekären Lebenslagen? Sich in ihr Leben hinein versetzen, mit ihren Augen die eigene Gemeinde anschauen. Und fragen: Was würde ihnen helfen, was müssten wir ändern damit sie den Weg zu unseren Angeboten finden?

Da stoßen Sie schnell darauf, was alles Geld kostet: Das Mittagessen beim Gemeindefest, das Bastelmaterial im Kindergarten, die Konfifreizeit, der Seniorenausflug. Was könnten wir kostenfrei auf Spendenbasis, was wenigstens kostengünstig anbieten? Oder wo Zuschüsse geben, aber bitte diskret, nicht stigmatisierend.

Überhaupt: Nicht so sehr zielgruppenspezifische Angebote machen, etwa Angebote für Arme, sondern Angebote so gestalten, dass alle teilnehmen können. Das ist gerade auf dem Land wichtig, wo man sich gut kennt. Armut möchte niemand zeigen, sie ist mit Scham behaftet. Also Mittagstische z.B. als Angebot für alle und als Orte der Begegnung anbieten. Das muss nicht immer im Gemeindehaus sein. In Hemmingen betreibt die Kirchengemeinde einen Mittagstisch mit dem Gastwirt am Ort zusammen in dessen Gaststube.

Oft geht es gar nicht darum, neue Angebote zu entwickeln, sondern einfach die bestehenden Angebote einmal diakonisch durchzubuchstabieren von der Jungschararbeit, dem Konfis, dem Besuchsdienst bis zu Gottesdiensten und Gemeindebrief. Wie könnten wir bei diesen Angeboten noch mehr ausgegrenzte Kinder, Jugendliche, Familien oder alte Menschen in den Blick bekommen?

4.5. Potentiale entdecken

Ich denke dabei besonders an das schon sprichwörtliche Potential der „jungen Alten“. Wer heute mit 60, 62, 65 in den Ruhestand geht, ist - sofern die Gesundheit erhalten bleibt - noch viele Jahre voller Energie.

Viele möchten hier einfach noch etwas Sinnvolles tun. Die Umfragen zeigen es: 1/3 ist sozial engagiert, 1/3 wäre dazu bereit – wenn, ja wenn sie jemand fragen würde. „Jeder Mensch braucht eine Tagesdosis an Bedeutung für andere“, sagt Klaus Dörner.

Menschen in dieser Lebensphase können Vorlesepaten im Kindergarten sein, Mentorinnen oder Paten für benachteiligte Jugendliche beim Weg in den Beruf. Sie können Reparaturdienste betreiben, Besuche oder Alltagsbesorgungen für alte Menschen übernehmen, in einer Hospizgruppe mitarbeiten. Wie sagt doch Albert Schweitzer so schön: „Wer kann die Verwendungen alle aufzählen, die das kostbare Betriebskapital, Mensch genannt, haben kann ... Lass dir ein Nebenamt, in dem du dich als Mensch an Menschen aus gibst, nicht entgehen.“

Ein schönes Beispiel ist hier die Gemeinde Untermünckheim bei Schwäbisch Hall. Sie hat aus einem vor sich hin dümpelnden Krankenpflegeverein einen aktiven „Verein für Diakonie und Seelsorge“ gemacht. Der Verein hat Ehrenamtliche gewonnen und qualifiziert, die nun Hausaufgabenbetreuung für Kinder, Alltagsbesorgungen und Fahrdiensten für Ältere oder seelsorgerliche Besuche übernehmen. Solchen generationenübergreifenden Angeboten gehört die Zukunft.

Sie sehen: Diakonische Gemeindeentwicklung hat viele Dimensionen. Sie ist ein spannendes Unterfangen für jede Kirchengemeinde. Anknüpfungspunkte gibt es

genug in jeder Kirchengemeinde und jedem Gemeinwesen. Aufbrüche müssen aber auch gut klingen, auch der „Aufbruch Gemeindediakonie“.

5. Der diakonische Klang

Welche Klänge können uns dabei leiten und motivieren?

Eine Geige braucht ein Holz, das klingt. Es gibt, „Sänger“ unter den Stämmen. Die muss man finden. Wir müssen diese „Sänger“ finden.

Der niederländische Theologe Jan Hendriks hat das Bild „Gemeinde als Herberge“ geprägt. Gemeinde Jesu klingt wie eine Herberge: Da sitzt man an Tischen. Erzählt von den Erfahrungen des Weges. Wie schnell es ging. Welche Unterbrechungen es gab. Da sitzen die jungen und die alten Reisenden. Manche streiten sich. Bei anderen muss der Wirt schlichten. Vielleicht sie an einen Tisch setzen. Manchmal gibt es fröhliche Musik und Tanz. Dann die lauten Geräusche der Reisevorbereitungen. Solche Stationen an den Wegen von Menschen sein. Wo Menschen einkehren können um Kraft zu schöpfen, wo sie leiblich, seelisch und geistlich auftanken können bei einem Mittagstisch, in einer Café-Ecke in einem Laden, einem offenen Treff - und wo sie Menschen der Gemeinde erleben, die ihnen hier etwas geben, was Mut macht und gut tut.

Oder wie wir den Orchesterklang entwickeln können. Zellfelder-Heldt plädiert für eine „Solidarische Gemeinde“, die sich vom Bild der Tischgemeinschaft beim Abendmahl inspirieren lässt und von da ausgehend nach Formen eines gemeinschaftlichen Lebens im Alltag der Menschen sucht.

Oder die Musik, die einen in der Tiefe berührt. Bach, so nehmen manche an, hat seine eigene schwere Lebensgeschichte in seiner Musik verarbeitet. In seinen Kantaten kann man die Themen im Hintergrund der musikalischen Gestalt hören. Die Berliner Stadtmission versteht „Gemeinden als Stützpunkte der Liebe Gottes“. Sie sprechen bei diesem Kongress von „Gemeinden als Hoffnungsorte für Menschen in Not“. Dies klingt zu den Menschen hin.

Menschen, die es im Leben schwer haben, brauchen vor allem eines: Hoffnung. Sie sehen für sich oft keine Perspektive. Deshalb geht es vor allem darum, Menschen in schwierigen Lebenslagen Perspektiven aufzuzeigen, ihnen Mut zu machen, Hoffnung zu wecken. Das machen unsere Beratungsstellen mit ihren professionellen Teams, das können jedoch alle, haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitende in den Gemeinden, das können wir alle als Gemeindeglieder, Nachbarn und Mitmenschen.

Dazu motiviert 1. Petrus 3,15: „Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist.“ Das ist vielleicht mit das Wichtigste, Menschen wo immer möglich neue Hoffnung zu geben, Lebensmut zu wecken. Wenn wir von dieser Hoffnung unseres Glaubens getragen werden, dann können wir sie auch an andere weitergeben.

Das wünscht der Apostel Paulus auch der Gemeinde in Rom:
„Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben,
dass ihr immer reicher werdet an Hoffnung durch die Kraft des heiligen Geistes.“
Ein schöner Segenswunsch auch für unsere diakonisch-missionarische Arbeit heute.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.